

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Dienstag, den 27. März 1832.

37

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hief gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter mit 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der verrätherische Kranz.

(Fortsetzung.)

Im Verlaufe der neu instruirten Untersuchung gegen Mälwell, dessen eigentlicher Name Conrad Scheurer aus Pommitern war, ergaben sich nachstehende Resultate, welche dem Leser einen ziemlich klaren Blick in die Schicksale der Hauptpersonen vergönnen werden.

Conrad war der Sohn wohlhabender Eltern, welche auf seine und seiner Schwester Rosa Erziehung bedeutende Kosten verwendeten; allein nur an der letztern zeigten sich wohlthätige Folgen derselben, während der Knabe, durch tausend lose, oder auch böswillige Streiche, das Leben seiner wackern Eltern vergällte. Der einzige Trost ihres Alters war daher Röschens liebliche Blüthe an Seele und Körper, ja sogar der misrathene Bruder hegte für das herrliche Wesen eine Anhänglichkeit, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, und welche man beynahel leidenschaftlich nennen konnte. Sie allein vermochte etwas über den wüsten Jungen, weshalb auch die Eltern bey ihrem frühen Tode die Tochter beschworen, Conrads guter Engel zu werden, und sein Herz den Gefühlen für Tugend und Sitte zuzuwenden.

Röschen gelobte mit heißen Thränen, alle ihre Kräfte zur Erreichung dieses Zweckes aufzubieten, und hielt redlich Wort, leider aber, ohne eines erfreulichen Gelingens froh zu werden, denn Conrads Ausschweifungen nahmen um so mehr zu, als er nach dem Ableben der Eltern zum Besitze eines namhaften Vermögens gelangte. Dieß schreckte jedoch die fromme Dulderinn nicht von immer neuen Versuchen zurück, und ihr ernster Wille schien ihr ein Bürge des einflügeligen Gelingens.

Es konnte nicht fehlen, daß bey ihrer Liebenswürdigkeit mehrere Bewerber um ihr Herz auftraten, allein eingedenk ihres Gelübdes am Sterbeslager der theuren Hingeschiedenen hielt sie es für ihre Pflicht, an der Seite des unglücklichen Bruders warnend auszuharren, so lange es nur irgend möglich wäre; darum lehnte sie alle Anträge zur eheligen Verbindung ab.

Mit einem einzigen ihrer Anbether fiel ihr dieses schwer, weil sie schon lange an den ausgezeichneten Eigenschaften dieses jungen Mannes das lebhafteste

Wohlgefallen empfand. Es war ein Maler von großen Talenten, Wallner geheissen, der mit seinem Pinsel eine arme Mutter zärtlich versorgte, und sowohl wegen der hohen Kunststufe, deren er sich rühmen konnte, als wegen seines liebenswürdigen Charakters die allgemeinste Achtung genoß. Sie hoffte mit ihm glücklich zu werden, und brachte daher ein höchst schmerzliches Opfer, indem sie seine Hoffnung auf ihren Besitz vernichtete. Noch mehr betrübtte sie indesß der tiefe Kummer des Jünglings, der seitdem ein abgeschiedenes, freudloses Leben führte, und sich in trostloser Verzweiflung aufzehrte. Sie meinte ihn durch Mittheilung des Grundes ihrer Abweisung zu beruhigen, aber damit war das Übel nur ärger; denn bey Conrads Lebensweise war nicht die entfernteste Aussicht zu dessen Besserung, auf welche sie ihn vertroestet hatte, und Wallner ergab sich mehr und mehr einer finstern menschenfeindlichen Stimmung, welche seine Studien durchkreuzte, und seine beste Kraft zu lähmen schien.

Röschens und seiner hochgeliebten Mutter Zuredete brachte ihn endlich zu dem Entschlusse auf Reisen die sindernde Nepenthe seines Schmerzes zu suchen, und so kam er nach einigem Herumschweifen in unsere Stadt, deren romantische Umgebung ihn anzog.

In der Zwischenzeit mußte auch Scheurer wegen einer gegen ihn eingeleiteten schweren Untersuchung plötzlich seine Vaterstadt verlassen, und gewann kaum so viel Zeit, um einiges baares Geld und verschiedene Pretiosen einzupacken, mit denen er seine Flucht bis in ferne Länder zu bewerkstelligen hoffte. Röschen stand keinen Augenblick an, ihm in die fremde Welt zu folgen, und auf diese Weise gelangten sie ebenfalls in unsere Gegend, wo Elisabeth Fichel, eine vormalige Amme der Geschwister, ein einsames Gehöft seitab von der Landstraße besaß, in welchem Conrad sich eine Zeitlang verborgen zu halten beabsichtigte. Schon nach wenigen Tagen machte er daselbst die Entdeckung, daß Elisabeths beyde Söhne Mathes und Enoch im Einverständnisse mit der Mutter das Gaunergewerbe trieben, und sich bey Diebereyen und Einbrüchen gar behaglich geschwehen ließen; sofort fand er Geschmack an dieser, seinen Neigungen so entsprechenden Beschäftigung, und ward bald ihr thätiger Genosse und Häuptling. Da sie aber ihre Unternehmungen etwas zu sehr ins Große ausdehnten, so wurden die Behörden aufmerksam, und das kleine Kleeblatt sah sich genöthigt, eine geraume Weile in ihren Geniestreichen inne zu halten. Dadurch geriethen ihre Subsistenzquellen in fühlbares Stocken, und Conrad, der eher das Leben, als seine liederlichen Ausschweifungen lassen konnte, beschloß durch einen Hauptcoup wieder eine ersprießliche Flut eintreten zu lassen.

Durch gewandtes Spioniren hatte er nemlich herausgebracht, daß der Licentiat Mark in einem abgelegenen Häuschen ganz einsam mit einer alten Haushälterinn wohne, welche oft Stundenlang abwesend sey, wenn sie nach der Stadt auf den Markt gehe, und daß der Greis beträchtliche Geldsummen im Baaren, nebst andern werthvollen Habseligkeiten besitze, welche sich zuzueignen nach seiner Meinung eine Spielerey seyn mußte.

Eines Morgens machte er sich daher, durch einen falschen Schnurbart entstellt, auf den Weg, kaufte im Vorübergehen bey einem Messerschmiede ein geeignetes Werkzeug, angeblich nur, um den Gelehrten durch dessen Anblick zu schrecken, und wartete unter einem Thorbogen so lange, bis die Magd das Haus verlassen hatte. Sofort pochte er an, erhielt von dem Licentiaten, dem er sich als einen durchreisenden Pharmazeuten vorstellte, der von ihm einige Auf-

schlüsse über wissenschaftliche Streitfragen wünschte, welches bey seinem einnehmenden Äußern sehr glaublich erschien, mit leichter Mühe den Einlaß, und folgte Jenem in sein Studierzimmer, wo er sofort sein verruchtes Vorhaben auszuführen begann. Der entsetzte Greis wollte sich dennoch nicht unvertheidigt berauben lassen, sprang ans Fenster, und rief nach Hülfe, da wandte sich Conrads guter Engel auf immer von ihm, und die Blutthat geschah.

Als der Mörder des Todes seines Schlachtopfers versichert war, suchte er hastig nach Geld, fand jedoch in den aufgebrochenen Schränken nur eine geringe Baarschaft, wohl aber einen ansehnlichen Betrag in Tresorscheinen, die er zu sich steckte, und das Papier, in welches sie gewickelt waren (ein Verzeichniß derselben), ohne es anzusehen, zerrissen wegwarf. Auch eine tressliche Uhr, die an der Wand hing, stach ihm lockend in die Augen, und er schob sie ein.

Im Ringen mit dem Gelehrten hatte er sich an seinem eigenen Messer gerigt, und die Hand blutete heftig, weshalb er ein Stück Leinwand suchte um sie zu verbinden. Auf einem Tischchen bemerkte er sechs ganz neue Sacktücher und daneben ein Töpfchen mit chemischer Schwärze, wahrscheinlich um jene damit zu merken. Er ergriff das oberste, und wand es um die blutende Linke, wobey er mechanisch, fast ohne es zu wissen, die übrigen in die Tasche schob. Damit aber hatte er sich bereits unwillkürlich, unwissentlich der Nemesis überliefert, denn Mark hatte aus Künstlerischer Liebhaberey, und als Versuch mit seiner neu erfundenen sympathetischen Tinte, seinen Namen in die Mitte eines jeden der Tücher geschrieben, und gerade das letzte von diesen, welches ungewaschen geblieben war, überlieferte den Mörder in die Hände des Bluträchers.

Im Fluge veräußerte er dann jene Staatsverschreibung und eilte nach der Waldhütte, wo er die Verkleidung ablegte, um mit seinen Spießgesellen in wilder Schlemmerey das geraubte, blutbesprigte Gut zu verprassen.

Ganz arglos war indessen Rosa nach der Stadt gegangen, um einige kleine Anschaffungen zu besorgen. Nicht gering war ihre Überraschung, als sie in einer der ersten Gassen, welche sie durchwandelte, plötzlich Wallner vor sich stehen sah, der seinerseits mit überschwenglichem Entzücken den Gegenstand seiner besten Wünsche wieder erblickte.

Die Liebenden hatten sich Vieles mitzuthellen, was sich auf offener Straße nicht wohl bewerkstelligen ließ. Wallner geleitete daher die Jungfrau, welche weder bey ihm, noch an einem öffentlichen Orte eintreten wollte, nach dem Hofgarten, der um diese Zeit gewöhnlich ganz menschenleer war. In einer einsamen Allee dieser beliebten Promenade schütteten sie nun gegenseitig ihr Herz aus, welches besonders von Röschens Seite mit bitterer Wehmuth geschah. Sie erzählte Wallnern, dem sie das gewissenhafteste Schweigen nicht erst hätte empfehlen dürfen, alle Ereignisse seit ihrer wechselseitigen Trennung, und deutete im Gespräche, das wider Willen etwas wärmer wurde, auf ihre unglückliche Lage hin, da Conrad, anstatt seine Grundsätze zu ändern, sich Tag für Tag zu schlimmeren hinzuneigen schein.

Wallner bot Alles, was seine liebevolle Seele ihm eingab, auf, um ihr zu beweisen, daß sie nothwendigerweise den Unglückseligen verlassen müsse, daß selbst ihre Eltern, wenn sie noch lebten, diesen Schritt billigen müßten, daß sie sicher nicht gewollt haben konnten, ihren Wunsch in so weiter Ausdehnung erfüllt zu sehen, daß sie es sich selbst schuldig sey, auf die eigene Zukunft hinzuwirken; umsonst, das himmlische Geschöpf verharrte auf ihrem Grundsatz:

man sey nie zu streng in Erfüllung einer gegebenen Zusage, weßhalb sie bleiben wollen und müssen.

Wallner, von dieser Unterredung sehr unbefriedigt, drang auf ein Wiedersehen, als Rosa das Gespräch seufzend abbrach, und als sie es aus Rücksicht für die Sicherheit ihres Bruders bestimmt abschlug, folgte er ihr von ferne nach, entdeckte die verdächtige, übel berüchtigte Hütte, schlich eine Weile spähend um dieselbe herum, und da er eine keifende Stimme vernahm, Röschen aber schluchzen zu hören sich einbildete, trat er rasch ein, um sie nöthigenfalls zu schützen.

In diesem gefährlichen Momente kehrte Conrad, der seine Kameraden nicht gefunden hatte, unmutig heim, erkannte Wallner, und da er sich verathen wählte, stürzte er mit dem Jagdgewehre auf ihn los. Wallner, der ohne Waffe war, ergriff ein auf dem Tische liegendes Messer, daßselbe, womit Mark erschlagen worden war, vertheidigte sich kräftig gegen den Schurken, und ertrogte den freyen Abzug, jedoch nicht eher, als bis er Conrad am Arme leicht verwundet hatte; mit Blut besudelt entrann er. „Glender!“ rief er mit prophetischem Geiste aus, als er die Mörderhöhle verließ, „danke es dem Engel dort, daß ich dich nicht dem Gerichte überliefere, aber du bist zu schlecht für meine Rache, und dein Ziel ist dir ohnehin gewiß — Galgen oder Rad.“

Da die Gegend als sehr verdächtig verschrienen war, so behielt Wallner das Messer, und brachte es mit sich nach Hause, wo er es sammt der blutbesprenkten Wäsche in seinen Koffer verbarg, nicht ahnend, daß es ihn selbst, den Schuldlosen, der Welt als einen verabscheuungswürdigen Mörder darstellen sollte.

(Der Schluß folgt.)

Die Antiquare.

- A. Heut, da ich meine Villa pflüge,
Find' ich antike Aschentrüge;
O schöner Tag! o theurer Pflug!
B. Ey, wohl bekomm's, mein guter Werner!
Doch mir such' einen Krug Falerner,
Ich danke für den Aschentrug!

Joh. Rad. W 9 6, der ältere.

M i s c e l l e n,

Von J. J. L.

Obschon über das Heirathen, und ob es zu den guten oder bösen Dingen zu rechnen sey, bereits so viel gesprochen und geschrieben worden ist, so scheint mir diese, die meisten von uns so nahe angehende Sache, doch keineswegs noch im Reinen zu seyn, Ohne es hier übernehmen zu wollen, eine so schwierige Untersuchung zu einem alle befriedigenden Ende zu bringen, mag es genug seyn, zwey Meinungen anzuführen, die mir unter allen bisher gehörten am meisten auffielen, und von welchen die eine von einem sehr gelehrten und berühmten Manne, die andere aber von einem wahren Ignoranten kommt. Ich überlasse es dem der Sache kundigen Leser zu entscheiden, welche von beyden die bessere ist.

Euripides also, der berühmteste Tragiker der alten und vielleicht aller Zei-

ten, erörtert diese Frage in einem seiner Trauerspiele, welches noch auf uns gekommen ist. Der Weise, der von einem Jünglinge gefragt wird, ob es gut sey, zu heirathen, bringt eine Menge Gründe für und wider vor, und schließt endlich, nachdem er alle auf seiner Wage abgewogen hat, mit den Worten: „Ἔστι οὖν, υἱε, χαλεπὸν γαμῆσαι, χαλεπὸν δὲ μὴ γαμῆσαι.“ Zu deutsch: „Es ist also, mein Sohn, schwer zu heirathen, und auch schwer nicht zu heirathen.“ — Was ist aber mit diesen weisen Sprüchen gesagt? Viele werden meinen, so viel als gar nichts, wenigstens nichts, was wir nicht schon selbst gewußt haben. Mag seyn, aber vielleicht läßt sich auch gar nichts anders darüber sagen, als was im Grunde jeder schon selbst weiß. Es gibt im menschlichen Leben noch gar viele solche Dinge, von welchen dasselbe gilt, und über die wir doch streiten, und wahrscheinlich immer streiten werden. Hatte doch Sokrates selbst, als er den ganzen Umfang seiner hochgepriesenen Weisheit mit eins vor seinen Zuhörern ausschütten wollte, nichts anderes zu sagen, als: „Ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Aber so viel er sich auch über dieses Wissen seiner Unwissenheit zu gute thun mochte, so würde man doch in unsern glücklichen Zeiten, wo man, ganz umgekehrt, alles wissen muß, wenn man nicht gar nichts wissen soll, nur wenig Aufsehen mit einer solchen Weisheit machen, für welche man, wie Lichtenberg sagt, heut zu Tage nicht einmal einen Magistertitel in Erlangen erhalten könnte.

Lassen wir also den gelehrten Griechen, und sehen wir zu, ob wir etwa mehr von unserm Ignoranten lernen können. Da ich so eben einen griechischen Tragiker im Originale citirte, so darf ich wohl keinen Anstand nehmen, auch hier meinen Gewährsmann zu nennen. Es ist ein wandernder Handwerksbursche aus Breslau, der im Sommer 1826 in einem unserer öffentlichen Gärten an einem Gartenhause seinen unsterblichen Namen mit folgenden vier Zeilen uns zum ewigen Andenken zurückließ, in welchen er, wahrscheinlich nicht auf fremde Gelehrsamkeit, sondern auf seine eigene Erfahrung gestützt, seine Meinung über jenen schwierigen Gegenstand auf eine Art ausspricht, von der es mir schien, daß sie nicht bloß mit einer Bleifeder an die nächste Gartenthüre, wo sie der erste Regen wieder abwäscht, sondern, daß sie mit großen Buchstaben in Erz gegraben werden sollte, weil sie, wohl nicht ganz die Auflösung des Räthsels, aber doch, wie mich dünkt, den Schlüssel zu dieser Auflösung enthält. Ohne mich übrigens in einen umständlichen Commentar über diese vier inhaltsschweren Zeilen einzulassen, bitte ich bloß die Leser, sie recht aufmerksam zu lesen, und genau durchzustudieren, ehe sie ihre Meinung darüber sagen. Hier also die getreue Copie des Manuscripts:

Man sagt, die Ehe sey ein Übel,
Ein unerträglich Joch,
Ich glaub', sie ist wie eine Zwiebel:
Man weint dabey und frisst sie doch.

Wien, den 14. May 1826.

Friedr. Manerich,
Schlossergeselle aus Breslau.

Ganz anders, als dieser wandernde Kunstsohn, und man muß der Wahrheit zur Steuer hinzusehen, eben so unziemlich als unrichtig äußert sich über denselben Gegenstand der englische Capitän in Peregrine Pickle, ein sechzigjähriger Junggeselle, dem der Commodore zum Scherze des Nachtsches eine Ehe-

hätte aufschwägen möchte, und der, den Scherz mißverstehend und erschrocken sich plötzlich von dem Tische erhebt und in seiner rohbegeisterten Schiffersprache in die Worte ausbricht: „Ein Weib ist eine große Schiffskanone, die mit Feuer und Schwefel, und Saus und Braus geladen ist, und wenn sie erhitzt wird, von einander plagt und ein Teufelsgeknaller und Gepaller anfängt. Ja, mein Herr Commodore, ein Weib ist ein Orkan, der nie aus einer Gegend kommt, sondern wie wüthend um alle Punkte des Compasses herumläuft, daß sich niemand darnach richten kann. Ein Weib, Herr Commodore, ist eine wohl angemalte und gut aufgetackelte Galeere; jeder aber, der an einem Weibe ankert, wird finden, daß er auf bösem Grunde vor Anker liege, und daß er am Ende nicht einmal das Kabeltau sichen kann, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Ich meines Ortes will wohl zuweilen zum Zeitvertreib so eine kleine Reise an dem Ufer dieses verfänglichen Meeres machen, aber mich wohl vor einer größern Reise auf die hohe See verwahren, weil ich im voraus weiß, daß ich bey dem ersten Unwetter Schiffbruch leiden und zu Grunde gehen muß.“ — Der arme alte Capitän wird die Originalien zu seinem Gemälde von den Cariben oder den Hottentotten genommen haben, wo er sich früher so lange aufhielt, denn auf unsere Gegenden werden es hoffentlich alle so unpassend finden, daß es eine unnütze Mühe seyn würde, hier die Apologie derselben zu übernehmen.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, am 30. Jänner 1832.

Wenn ich Ihnen abermals von dem Zustand der sieben freyen Künste in Berlin Bericht abstatte, so möchte die Schlussrechnung dieses ersten Monats im Schachjahre kein sonderlich erfreuliches Resultat angeben. Denn die edelsten Künste trauern in Sack und Asche, nur die Tanzkunst regiert. Ich habe durchaus nichts gegen die liebenswürdigen Repräsentantinnen der Tanzkunst, die sie uns von der Donau hergesendet haben, allein wenn das Ballet die Oper und das Schauspiel ganz verdrängen soll, so muß ein einsichtsvoller Kunstverehrer anfangen, Jeremiaden anzustimmen. Hätte er jedoch nur im Namen des Publicums, oder ganz rein historisch zu berichten, so würde er dem Livius gleichen, wenn dieser den Triumphzug eines Siegers schildert, so reiche Trophäen des Beyfalls richten die Geschwister Cäsarer sich hier durch ihre anmuthige Kunst auf. Vor etwa vierzehn Tagen fand das Benefice derselben Statt; sie hatten dazu das dreynactige Ballet: „die Fee und der Ritter,“ bey welchem in Wien wohl schon so Mancher gegähnt hat, in Scene gesetzt. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß beyde Schwestern unvergleichlich darin tanzten; von der Pantomime möchten wir nur den gräßlichen Theil derselben loben, der tragischere will selbst der so talentvollen Fanny nicht recht gelingen. Ich würde Ihnen das Ballet näher schildern, wenn ich nicht aus dem Munde der beyden angenehmen Balletmeisterinnen selbst es wüßte, daß es ein Lieblingsballet bey Ihnen ist, demnach von Jedem gekannt. — Vor diesem Ballet gab man eine kleine neue Oper von dem Baron von Lauer, einem Gardeofficier und sehr wackern Dilettanten in der Musik. Das Sujet ist unglücklich gewählt; es hat den größten Fehler von allen, den, langweilig zu seyn, daher sind alle Bestrebungen des Musikers, demselben aufzuhelfen, vergeblich gewesen. Wer da aufmerksam gehört hat, muß gefunden haben, daß der Componist ein sehr angenehmes Talent besitzt, daß er fleißig gewesen ist, gut instrumentirt, und, was für uns die Hauptsache ist, in einem edlen Sinn aufgefaßt hat. Der Name der Oper, der hiedurch der Vergessenheit übergeben werden soll, ist: „der Drakelspruch.“ Anders ist es mit einer zweyten kleinen Oper, „der Kirmes,“ von einem jungen, sehr talentvollen Componisten hieselbst, Wilhelm Taubert, zu dem unser treffliche Sänger und Darsteller F. Devrient den Text geliefert hat. Diese hat die Feuerprobe bestanden, dreymal mit Beyfall aufgenommen zu werden. Die Musik ist frisch, originell und dennoch nicht gesucht. Einige graziose Lieder (denn das Ganze ist nicht als ein Liederspiel gehalten) werden gewiß Lieblingsstücke des Publicums werden, oder sind es vielmehr schon geworden, da man sie jedesmal laut beklatscht.

Nach dieser kleinen Abschweifung in das Gebiet der Oper komme ich wieder auf die Tanzkunst zurück. Die Schwestern Elfler haben jetzt in jeder Woche zwey oder auch drey mal getanzt, und doch wird das Publicum ihrer nicht müde. Ihre Benefice war so gefüllt, daß kein Platz übrig blieb. Die Einnahme muß, ohne die außerordentlichen Geschenke zu rechnen, mindestens 2000 Thaler betragen haben. Wenn die Gewandtheit der Füße so einträglich wird, so möchte man den Mann von Kopf, der mit dem Kopf etwas erwerben will, fast einen Dummkopf nennen, daß er nicht darauf verfällt, lieber seine Füße als sein Gehirn in Cours zu setzen. — Ich spazierte aus dem Tanzsaal wieder in den Concertsaal. Und zwar zuerst in den der Singakademie, welche bereits in diesem Jahre zwey große Oratorien von Händel, „Israel in Egypten“ und den „Judas Maccabäus“ aufgeführt hat, die durchaus mit Dilettanten besetzt waren. Die Chöre leisteten hiebei ganz Außerordentliches, ja so Vortreffliches, wie man es nirgends in der Welt wiederfinden kann. Aber die Instrumente sind ein wenig schwach dagegen, da bekanntlich leichter eine Anzahl gut singender, als gut spielender Dilettanten getroffen wird, wenn gleich man die Blasinstrumente aus den Regimentsmusikern, die mitunter sehr wackere Leute sind, ergänzte. Bey dieser Gelegenheit kann ich eines bedauernswerthen Verlustes erwähnen, den Berlin in diesen Tagen erlitten hat. Der Vorsteher und Director der philharmonischen Gesellschaft nemlich, unter deren Mitwirkung die obigen Concerte aufgeführt wurden, Hr. Eduard Ritz, ein trefflicher Violinist und Schüler Rodés, dabey ein ausgezeichnet gründlicher Musicus, ist an der Halschwindsucht gestorben. Die Welt verliert in ihm einen in der That großen Künstler; er war unstreitig der beste Geiger Berlins, nur konnte er wegen seiner steten Kränklichkeit nicht viel öffentlich spielen, und daher seinen Ruhm nicht so im Publicum verbreiten, wie er ihn sich bey den Musikern gegründet hatte.

Die Instrumental- und Kammermusik findet jetzt immer mehr Theilnehmer und Liebhaber hieselbst. Neben den Möserschen Soirées für Symphonien, Ouvertüren und Quartetten haben sich jetzt Matineen gestaltet, welche die Gebrüder Ganz, deren einer ein guter Violinist, der andere ein vortrefflicher Cellist ist, geben. Beyde Institute finden eine sehr lebhaft Theilnahme im Publicum. In beyden ist der erste Cyclus vollendet, und bereits ein zweyter angekündigt, der ohne Zweifel, und vielleicht noch besuchter als der erste, zu Stande kommt. Da Hr. Mose sich auf die ältern, aber classischen Werke von Haydn, Mozart und Beethoven beschränkt, so ist darüber nicht viel zu sagen; in den Concerten der H. Ganz werden vorzugsweise auch Werke neuerer Meister aufgeführt, und so haben wir denn auch in dieser Beziehung manches Gute, nicht nur von Fesca, Spohr, Onslow, sondern auch von Reissiger, Hummel und Andern gehört, was erst frisch ins Publicum gekommen ist. Am Schluß des letzten Concerts trug unser wackere Mitbürger Hr. Arnold, als Componist und Virtuose auf dem Fortepiano gleich geschäft, ein Sertett von seiner Arbeit vor, das eines der gediegensten Werke der neuern Zeit genannt werden und sich dreist den besten Arbeiten der oben genannten Meister zur Seite stellen darf. — Endlich und zum Schluß meines Berichts über die freye Kunst der Musik sey der Feyer Erwähnung gethan, die zwar alljährlich wiederkehrt, aber auch alljährlich mit erneuertem Beyfall aufgenommen wird — Mozarts Geburtstag. Hr. M. B. Mose veranstaltet zu diesem Tage jedesmal ein Concert, welches nur aus Mozartschen Arbeiten besteht. Unsere Künstler, zu ihrer Ehre sey es gesagt, nehmen mit wahrer Begeisterung Antheil daran, und selten hört man so vortreffliche Executionen als gerade an diesem Tage. Diesmal begann man mit der Ouvertüre aus „Idomeneo“, außerdem wurde das Quartett aus dieser Oper, die Symphonie in G-moll, das Quintett in G-moll, ein Duett aus „Così fan tutte“, einige Terzette aus „Titus“ gegeben. Es trat dabey eine neue Sängerin, Dlle. Böttcher, auf, die durch eine schöne Stimme und gute Schule sehr erfreuliche Hoffnungen für die Zukunft gibt. Sie kann dereinst ein Ersatz für das abgehende Fräul. von Schäckel werden, die nur noch bis zum April auf der Bühne bleiben wird. Nach dem Concert fand ein Abendessen Statt, wobey sich die Verehrer Mozarts auch zu einer sinnlicheren Feyer fröhlich zusammenfanden und diesem unsterblichen Tonmeister ein freudiges Lebehoch brachten. Nach Tisch wurde getanzt, und auch die beyden liebenswürdigen Gäste aus Wien, Dles. Elfler, nahmen Antheil am Tanze, und erfreuten allgemein durch ihr heiteres, unbefangenes, durchaus anspruchsloses Benehmen.

Wenn ich mich nun zu den übrigen freyen Künsten wende, so wird freylich nicht viel Tröstliches zu holen und zu sagen seyn. Die Schauspielkunst ist eine ganz enterbte Tochter Apoll's zu nennen. Sie vermag mit ihren verblühten Reizen niemand mehr anzuziehen, so eifrig sie ihre Neze ausspannt, und fortwährend Neuig-

keiten als Lockspeise darin aufstellt. Neuigkeiten an Darstellern und Darstellerinnen sowohl, als Neuigkeiten an Stücken; die einen aber sind so miserabel als die andern, und wenn hier und da auch etwas gefällt, so geschieht dies nur, weil es eben unter dem Schlechten nicht das Schlechteste ist. Ein Hauptunglück liegt darin, daß die Theaterregisseure, die sich mit dem Schneider und Lampenputzer befassen sollten, ewig die Autoren bilden wollen, und aus dem Französischen übersehen, was ihre Feder nur vermag. So hatte ich z. B. neulich das Unglück, ein neues Product dieser Art zu sehen, „der Mann meiner Frau“ betitelt, ein Ding, das zu wenig Gehalt für eine Scene darbot, aber doch drey Acte hatte. Dies war aber auch ein Glück, denn man kam doch zu einigen Pausen im Gähnen. — Die Sculptur, die Malerey, um auch von den übrigen Künsten zu sprechen, liegen seit der letzten Ausstellung zum Besten der Cholerafranken still, wie eine Boa, die ihren Fraß verdaut. Wir wollen abwarten, bis sie sich wieder regen. So wären wir denn am Ende! Doch halt, fast hätten wir der Architektur nicht gedacht. Diese hat sich in den letzten Monden sehr hervorgethan. Unter andern haben wir jezt so gut wie Rom und London ein Colossäum, d. h. einen mäßig geschmackvollen, aber sehr reich decorirten Tanzsaal, mit vielen Nebensälen und Zimmern, der für sehr große Gesellschaften ein herrliches Locale bildet. Indessen ist die Speculation schwerlich richtig, wiewohl der Reiz der Neuheit bis jezt noch Menschen anlockt. Aber wie besucht war Tivoli zu Anfang, und wie verödet ist es jezt! Wie blühte das Elysium, und wie liegt es jezt in den letzten Zügen! — Vor einigen Tagen hatte der Unternehmer des Colossäums, dessen Hauptfehler es ist, in einer ganz entfernten Gegend der Stadt zu liegen, einen großen Maskenball daselbst veranstaltet. Dieser war sehr besucht. Man will von 2000, ja gar von 3000 Personen sprechen. Zwey Araber in ächt nationellem Costume, ein Fallstaff, ein Don Juan, Faust und Mephistopheles, ein buckliger Schneider nebst seiner Nähbank, ein Reiter auf einem mechanischen Pferde, ein Paar Doppeltgänger u. s. w. waren die belustigendsten Masken. Um Mitternacht stellte sich ein Bärenführer mit drey Bären und einem Affen ein. Unser ganzer norddeutscher Maskenwitz (ich nehme Cölln am Rhein aus) besteht aber nur in bizarren Anzügen und Costümen; der Scherz bleibt daher immer ziemlich trocken. — Wir gehen dem Carneval entgegen; vielleicht gebiert derselbe Geistreicheres in dieser Weise; bis dahin leben Sie wohl.

Große musicalische Akademie.

Mit allerhöchster Bewilligung wird Donnerstag, den 12. April 1832, Abends um 7 Uhr, in dem k. k. großen Redoutensaale zum Besten des Fonds des von Seiner k. k. Majestät allergnädigst bestätigten Vereins zur Versorgung und Verpflegung armer, erwachsener Blinden eine große musicalische Akademie in zwey Abtheilungen gegeben werden. Bey dieser Akademie werden nebst mehreren gewählten Vocalmusikstücken „die Schlacht bey Vittoria,“ von Beethoven, ein neuer Triumphmarsch auf vierzig Trompeten, dann die Overtüre zu „Egmont“ auf acht Pianoforte, ausgeführt von sechzehn der ersten Künstler und Kunstfreunde Wiens, gegeben werden. Das Nähere wird der große Anschlagzettel bestimmen, und man bringt einstweilen nur zur allgemeinen Kenntniß, daß der Eintrittspreis auf die Gallerie auf 2 fl., in den Saal auf 1 fl. C. M. festgesetzt ist, und daß von heute an schon Eintrittsbillete täglich von 9 bis 12 Uhr Vormittags, und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags an nachfolgenden Orten zu bekommen sind: In der Privatkanzley Seiner kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Anton, in der Singerstraße im deutschen Hause, 3. Stiege, im 1. Stock rechts; in der Inspectionswohnung des Trattnerhofes, 1. Hof, 4. Stiege, 3. Stock; in dem Blindeninstitutsgebäude in der Josephstadt, Nr. 188; in der Kunsthandlung des Hrn. Mechetti am Michaelsplatze.

(Mit Nr. 13 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.